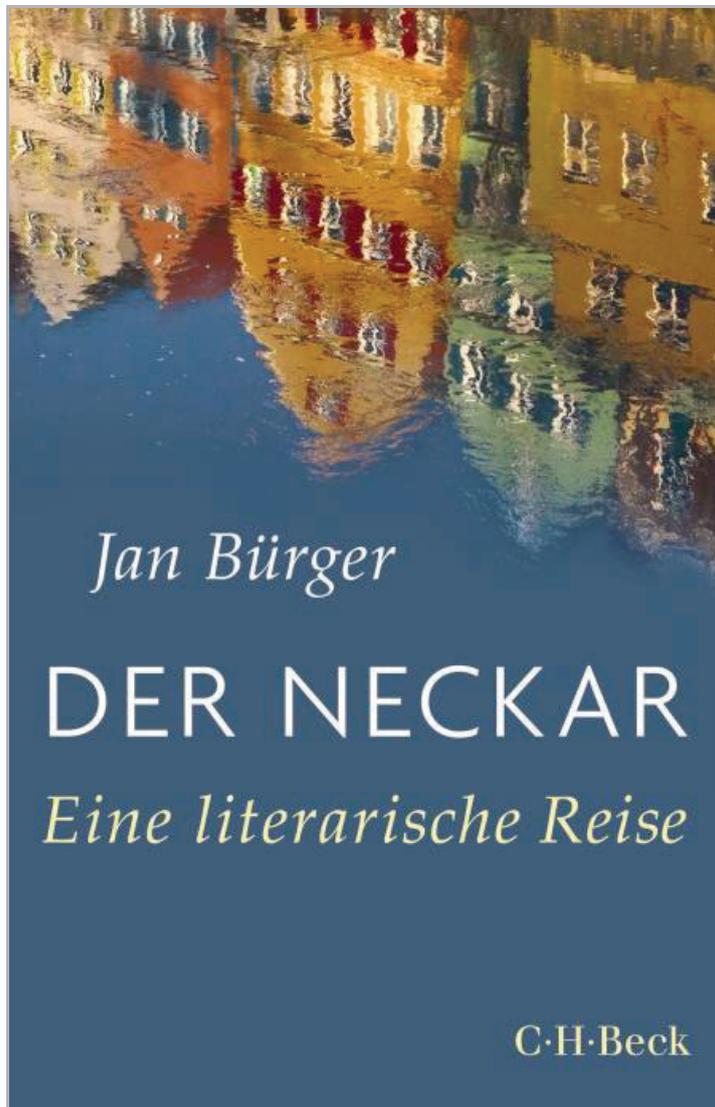


Unverkäufliche Leseprobe



Jan Bürger
Der Neckar
Eine literarische Reise

2023. 287 S., mit 30 Abbildungen und 2 Karten
ISBN 978-3-406-81217-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36134349>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Jan Bürger

Der Neckar

Hölderlins Landschaft. An den Ufern des Neckars, zwischen dem Schwenninger Moos und Mannheim, hat sich seit dem Mittelalter ein einzigartiges kulturelles Leben herausgebildet, das besonders im 19. und 20. Jahrhundert europäische Bedeutung gewann. Kaum eine Region spielte für die intellektuelle Entwicklung Deutschlands eine vergleichbare Rolle, man denke nur an Schiller und Hegel, Waiblinger und Mörike, Hauff, Kerner und Uhland, aber auch an Hilde Domin, Hermann Lenz oder Siegfried Unseld. Nicht zuletzt verbrachte Friedrich Hölderlin sein tragisches Leben überwiegend in unmittelbarer Nähe des Neckars. Tübingen und Heidelberg, Esslingen und Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach – Jan Bürgers anschaulich erzähltes Buch über die historisch-kulturellen Dimensionen des Neckartals wurde zum Longseller. Es folgt dem Flusslauf, entdeckt Archive als Inspiration und fordert geradezu dazu auf, selbst die Reise den Neckar entlang anzutreten.

Jan Bürger, 1968 geboren, veröffentlichte zuletzt «Zwischen Himmel und Elbe. Eine Hamburger Kulturgeschichte» (C.H.Beck 2020). Er war Redakteur in Berlin und Gastprofessor in Nashville, Tennessee. Heute lebt er als Literaturwissenschaftler und Schriftsteller in Stuttgart. Seit 2002 arbeitet er am Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar, außerdem ist er Mitglied der Freien Akademie der Künste in Hamburg.

Jan Bürger

Der Neckar

Eine literarische Reise

C. H. Beck

Dieses Buch wurde erstmals 2013 veröffentlicht,
für die Neuauflage vom Autor durchgesehen und
um ein Nachwort ergänzt.

1. Auflage in der Taschenbuchausgabe
beim Verlag C.H.Beck. 2024

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2013
www.beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses
Werks zum Zwecke des Text und Data Mining vorzunehmen.

Umschlagabbildung: geviert.com, Michaela Kneißl

Umschlaggestaltung: Tübingen, © Patrick Poendl/shutterstock

Gesetzt aus der Janson Text bei

Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 81217 0



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Für Nicolas, Moritz und Anna

Dieser Fluß durchschneidet das Herzogthum dergestalt, von Mittag gegen Mitternacht, daß es fast in zwey gleiche Theile getheilet wird. Man möchte sagen, daß er seinen Namen von den alten Teutschen Wasser-Göttern, denen Necken habe, von denen sie geglaubt, dass sie in den Wassern der Bronnen und Flüsse sich aufhalten und in menschlicher Gestalt, jedoch mit ungeheuren Fisch-Schwänzen sehen lassen. Weil es aber nur ein zufälliger Gedanke ist, so läßt man es auf sich beruhen.

*Christian Friderich Sattlers Historische Beschreibung des Herzogthums
Württemberg, 1752*

Ohne Schiller wäre Goethe
eben nur die halbe Klassik.

Peter Rühmkorf, 2008

Inhalt

In der Schleuse

13

1. Tübingen

März 2011 ~ Der Hölderlinturm ~ Scardanellis ungebetene Gäste ~
Wilhelm Waiblinger und sein krankes Idol ~ Feuer im Klinikum ~
Ein Gedächtnisort wird geschaffen

17

2. Nürtingen

April 2011 ~ St. Laurentius und die Lateinschule ~ Ende der Idylle: Der
Fluss als Standortfaktor ~ Mörike und ein Korb voller Handschriften ~
Hölderlins <Nachtgesänge>

43

3. Esslingen

Hauffs Württemberg ~ Mai 2011 ~ Die älteste erhaltene Steinbrücke ~
Mittelaltersehnsucht und Industrialisierung ~ Alexander von
Württemberg und Nikolaus Lenau ~ Lyrik und Kunst nach dem
Zweiten Weltkrieg

58

4. Stuttgart und Cannstatt

Juni 2011 ~ Samuel Beckett und die Neckarstraße ~
Deutsche Verlags-Anstalt ~ Süddeutscher Rundfunk ~ Bäderstadt ~
Schiller und Cotta auf dem Kahlenstein

75

5. Ludwigsburg und Marbach

Goethe auf Schillers Spuren ~ Eine Oper aus Holz ~ Hölderlin und die
Weimarer Dioskuren ~ Juli 2011 ~ Geburt eines deutschen Helden ~
Die Aufmärsche von 1934 ~ Das Deutsche Literaturarchiv ~ Schwabens
höchster Berg

102

6. Heilbronn und seine Umgebung

Weinbau und Modernisierung ~ Das Ende der Schifffahrt ~ Die neue
Bahn ~ Ein Wiener Romancier im Kirchheimer Tunnel ~ Mark Twain
und die Flößer ~ August 2011 ~ Der größte Hafen

122

7. Von Weinsberg zur Abtei Neuburg

Weibertreu ~ Kerner und die Seherin ~ September 2011 ~ Burg Horn-
berg ~ Topografie der Romantik ~ Buntsandstein und dunkle Wälder ~
Séancen in Ziegelhausen

137

8. Heidelberg

Die Kreise von Max Weber und Stefan George ~ Oktober 2011 ~ Der
spezielle Dreh ~ Exil und Deportation: Heinrich Zimmer, Hilde Domin
und Alfred Mombert ~ Die Universität als Ruine

161

9. Mannheim

144 Quadrate ~ November 2011 ~ Mündung ~ Kotzebues Tod ~ Das Jahr
ohne Sommer ~ Drais auf dem Laufrad ~ Bertha Benz fährt nach
Pforzheim ~ Schillers Erfolge und Rückschläge ~ Malaria oder die
Tücken der Flüsse

179

10. Vom Schwenninger Moos nach Sulz und darüber hinaus
Am Ursprung ~ Zwischen den Jahren ~ Bis zum offenen Meer: Wilhelm
Hauffs Flößer ~ Raubbau und Renaturierung ~ Rottweil ~ Erinnerungen
an die Bernsteinschule

196

11. Nordstetten bei Horb

Februar 2012 ~ Masken und Guggenmusik ~ Berthold Auerbach ~
Schwarzwälder Dorfgeschichten ~ Die Stadt ohne Juden ~
Veit Stoß, spurlos

208

12. Unter der Wurmlinger Kapelle

Wandern mit Hegel ~ Uhlands Frühwerk ~ Rudolf Schlichter in
Württemberg ~ März 2012 ~ Hölderlins Neckar-Dichtungen ~ Lenaus
Abendstille ~ Politik und Philologie ~ Hesses Empfehlung

219

Herbst 2023, Neckarbiotop Zugwiesen

238

Anmerkungen 243

Ausgewählte Literatur 267

Dank 278

Bildnachweis 279

Register 280

In der Schleuse

Die Tore hinter dem Heck der <Hanna Krieger> haben sich leise geschlossen. Regelmäßig pendelt der 105 Meter lange Frachter zwischen Mannheim und Neckarsulm, beladen mit Kies, Sand oder Salz. In der Schleusenkammer ist es plötzlich still wie in einer Grotte. Die Mauern sind dunkel und feucht, es riecht nach Algen und Fisch. Aber die Morgensonne knallt auf das Deck, und über die Kieshügel im offenen Laderaum schießen blaue Libellen. Dann wird die Kammer gefüllt. Um den Bug herum brodelt und spritzt es wie in einem Whirlpool. Langsam steigt das Schiff in die Höhe.

Wer vom Rhein aus zum Ende des schiffbaren Neckars gelangen möchte, über Heilbronn hinaus bis in das 201 Kilometer entfernte Plochingen, muss dieses Ritual 27 Mal über sich ergehen lassen. So wird ein Höhenunterschied von 161 Metern überwunden. Um anschaulich zu machen, was das bedeutet, zieht man in Baden-Württemberg gern den Turm des Ulmer Münsters zum Vergleich heran: Denn dieser alles andere als bescheidene Ausdruck von Gottesfurcht und Bürgerstolz misst ebenfalls 161 Meter, und wie der streckenweise eher unscheinbare Neckar gehört auch er zu den Wahrzeichen des Bundeslandes.

Baden-Württemberg verlässt der Neckar auf seinem 367 Kilometer langen Weg von Schwenningen nach Mannheim nur ein einziges Mal. Zahlreiche Bäche und kleinere Flüsse, darunter namhafte wie die Enz, die Rems, der Kocher und die Jagst, nimmt er dabei in sich auf. Das Gebiet, aus dem er sein Wasser bezieht, ist fast 14 000 Quadratkilometer groß. Es ist keine Frage, dass der Neckar den deutschen Südwesten entscheidend prägt. Dennoch wird er von den Menschen, die in seiner Nähe leben, oft nur wenig beachtet.

Das hat vor allem kulturelle Gründe: Im Laufe der Zeit verwandelte sich der einst so idyllische und stellenweise reißend-gefährliche Strom mit seinem Gefälle von über 600 Metern in eine Treppe mit zahlreichen Staustufen. Auf der Großschifffahrtsstraße sind einige von ihnen drei Meter hoch, andere aber auch zehn. Die meisten bestehen aus einem Wehr, einem Kraftwerk und einer Doppelschleuse, die weitgehend automatisch bedient wird. Früher gab es noch die <Mauerläufer>, die darauf achteten, dass kleine Boote zwischen den Toren nicht havarierten. Doch seit die Schleusen mit Kameras ausgestattet wurden, genügt ein Mann, um den Betrieb zu überwachen.

Dieser kanalisierte Fluss ist wohl niemandem so vertraut wie den Schleusenwärtern und Binnenschiffern. Für sie bestimmt er den Alltag. Mit einem unberührten Gewässer hatte er allerdings auch vor seiner technischen Hochrüstung nur noch wenig gemein. Das gesamte Neckartal trägt die Spuren einer jahrtausendealten Siedlungsgeschichte. Schon immer haben Menschen den Fluss genutzt und verändert. Wälder wurden gerodet und Sümpfe trockengelegt. Man errichtete Brücken, Mühlen und Wehre und begradigte bereits im Mittelalter einzelne Uferabschnitte. Bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde der Neckar aber erst im vergangenen Jahrhundert, als man ihn bis Plochingen schiffbar machte. Die radikale Umgestaltung unserer Flüsse ist ein typisches Kennzeichen des Industriezeitalters, nicht anders als der Eisenbahn- oder der moderne Straßenbau.¹

Seitdem hat der Neckar nur noch entfernte Ähnlichkeit mit jener unberechenbaren Naturgewalt, als die er einst von sich reden machte. Heute ist er vor allem anderen ein Bauwerk, und als solches verbindet er eine Region, deren Bevölkerung im 20. Jahrhundert sprunghaft wuchs. Allein im Großraum der Landeshauptstadt Stuttgart leben derzeit etwa 2,8 Millionen Menschen, um 1900 waren es nur 770 000.² Für die Ökonomie gewann das württember-

gische Stammland zwischen Tübingen und Heilbronn ebenso wie das kurpfälzische Mannheim spätestens mit der Reichsgründung von 1871 und der Erfindung des Automobils europäische Bedeutung. Aber nicht nur das: Parallel zum industriellen Ballungsraum hat sich gleichsam auch eine intellektuelle Verdichtung herausgebildet, wie man sie ansonsten allenfalls aus Weltstädten kennt.

Zu Recht gilt das Neckartal als eine Landschaft der Erfinder, Denker und Dichter. Je weiter der Fluss sich von seinem Ursprung zwischen dem Schwarzwald und der Schwäbischen Alb entfernt, desto stärker wird er mit Geschichte aufgeladen, desto mehr Ereignisse und Biografien stehen mit ihm in Verbindung. Allein das in seiner Nähe entstandene literarische Leben war in den vergangenen 250 Jahren so facettenreich, dass eine ganze Bibliothek nötig wäre, wollte man es auch nur annähernd vollständig erfassen. Es war zwar der Mercedes-Stern, der den Neckar weltbekannt gemacht hat, die Dichtung aber erhob ihn zum kulturellen Monument.

Das vorliegende Buch ist keine Kultur- oder Literaturgeschichte im herkömmlichen Sinne und auch keine <Biografie eines Flusses>, wie sie zum Beispiel Claudio Magris für die Donau oder Peter Ackroyd für die Themse auf sehr unterschiedliche Weise verfasst haben.³ Ausgehend vom Anblick des Flusses im Laufe eines Jahres – vom Frühlingsanfang 2011 bis zum März 2012 – und von immer neuen Streifzügen durch die Literatur ist vielmehr ein Kaleidoskop mit zwölf beweglichen Plättchen entstanden, denen die Geistes-, die Landschafts- und Landesgeschichte auf exemplarische Weise eingeschrieben sind. Räumlich beginnt die literarische Reise am Hölderlinturm, sieben Stationen führen hinunter bis Mannheim, an den Ort von Schillers bahnbrechendem Erfolg mit den *Räubern*, um von dort aus ins Quellgebiet und schließlich nach Tübingen zurückzukehren.

Es dauert nicht einmal zehn Minuten, bis der Steuermann die Taue wieder löst, mit denen er die <Hanna Krieger> an der Schleu-

senwand gesichert hat. Vor dem Bug geben die Tore schon die Sicht auf das erstaunlich stille Oberwasser frei, in dem sich grandiose Wolkenberge spiegeln. Der Name Neckar soll keltischen Ursprungs sein und so viel wie der <Unbezähmbare> bedeuten. Doch das ist heute nur eine Reminiszenz an längst vergangene Zeiten, in denen der Fluss noch nicht in einen zuverlässigen Transportweg verwandelt werden konnte. Immer leichter fiel es den Menschen, natürliche Grenzen zu überschreiten. «Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit, / Leicht bei einander wohnen die Gedanken, / Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen, / Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken, / Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben», lässt Schiller seinen *Wallenstein* sagen.⁴ Pläne zu dieser Trilogie beschäftigten den bekanntesten schwäbischen Dramatiker, als er sich zum ersten Mal seit seiner Flucht wieder in seiner Heimat aufhielt. Das war im Herbst 1793, mehr dazu später.

1. Tübingen

März 2011 – Der Hölderlinturm – Scardanellis ungebetene Gäste –
Wilhelm Waiblinger und sein krankes Idol – Feuer im Klinikum –
Ein Gedächtnisort wird geschaffen

23. März 2011, eine Bank am Ufer unterhalb der Bursagasse: Gegenüber verdoppelt der Fluss den Anblick der Platanen. In ihren kahlen Kronen zetern Krähen. Es riecht nach Frühling, doch die Morgensonne ist noch winterlich schwach. Die dünnen Zweige einer Trauerweide zittern unter dem Gewicht einer Amsel und streifen mit ihrem frischen Grün beinahe die stille Wasseroberfläche. Zwei Enten, die Köpfe zwischen den Flügeln verborgen, lassen sich nicht aus der Ruhe bringen.

Am 20. März 1770 kam Friedrich Hölderlin in Lauffen am Neckar zur Welt. Gut 73 Jahre später, am 7. Juni 1843, starb er hier, in Tübingen, in jenem verwinkelten Gebäude am Fluss, das damals schon zu einem weithin bekannten literarischen Ort geworden war. In ihm verbrachte Hölderlin die Hälfte seines Lebens. Aber mit dem Dichter, der er einst gewesen war, hatte er in dieser Zeit nicht mehr viel gemein. «Man hatte sich hier so an sein stilles Daseyn gewöhnt», schrieb Gottlob Kemmler in seinem Nachruf, «daß uns am 8ten Juni die Nachricht von seinem in der verflossenen Nacht erfolgten Tode wirklich überraschte. Ein leichter Katarrh löste den schon so vielfach bestürmten Organismus ohne Schmerzen vollends auf.»¹ Kemmler war Student am nur wenige Schritte entfernten Evangelischen Stift, das 1536 als staatliche Ausbildungsstätte für den Theologennachwuchs begründet worden war und bis heute einer der wichtigsten Orte schwäbischer Gelehrsamkeit geblieben

ist. Johannes Kepler und der einflussreiche Pietist Johann Albrecht Bengel zählten einst ebenso zu den Stifflern wie Hölderlin und dessen Freunde Hegel und Schelling. Für Gottlob Kemmler scheint es selbstverständlich gewesen zu sein, sich gelegentlich in die Bur-sagasse zu begeben, um den greisen Dichter in Augenschein zu nehmen.

Im breitgetretenen Laub des vergangenen Herbstes glitzern Kronkorken wie Katzensgold: <Veltins>, <Sanwald> und <Beck's>. Für Kemmler und seine Kommilitonen gehörten Besuche bei Hölderlin zu den Ritualen des Tübinger Studentendaseins, fast so wie die notorischen Gelage. Die rostigen Metallringe in der betonierten Uferböschung, an denen im Sommer die berühmten Stocherkähne befestigt werden, gab es hingegen noch nicht – die Tradition des geselligen Bootfahrens ist in Tübingen nicht älter als die Versorgung der Haushalte mit Elektrizität. Erst nachdem der Lauf des Neckars zwischen 1909 und 1912 zum Schutz vor Hochwasser <korrigiert> und durch Schleusen und ein Wasserkraftwerk beruhigt worden war, richtete man die Landeplätze für Stocherkähne ein. Hölderlin wird, am Fenster stehend, vorwiegend Fischer und Flößer zu Gesicht bekommen haben, die auf dem Neckar stocherten.

War es wirklich nur seiner Krankheit geschuldet, dass er sich in seinen letzten Jahren Phantasienamen gab, seine sorgfältig ausgeführten Schriftproben, von denen sich einige erhalten haben, mit <Scardanelli> unterzeichnete und scheinbar willkürlich mit Daten aus der Vergangenheit oder der Zukunft versah? War das nicht auch der hilflose, selbstverständlich neurotische Versuch, sich dagegen aufzulehnen, in ein lebendes Exponat verwandelt worden zu sein – zum erschreckenden Schatten einer Künstlerexistenz, zu der Hölderlin selbst keinen Zugang mehr zu haben schien? War die «Anhänglichkeit», welche die «akademische Jugend dem wahnsinnigen Dichter in Tübingen bewahrt» hatte, wie Georg Herwegh bereits 1839 schrieb, wirklich nur «rührend» und der Begeisterung

für Hölderlins Briefroman *Hyperion* geschuldet? Oder redete Herwegh in seinem revolutionären Überschwang Hölderlins Lage schön, indem er hoffte, es sei «mehr als Neugierde» gewesen, mit der die Studenten «zu dem 70jährigen Greise» pilgerten, der ihnen nichts mehr zu bieten hatte «als einige übelgegriffene Akkorde auf einem elenden Klaviere»?²

Zumindest der junge, 1823 geborene Kemmler wirkt in seinem Nachruf vor lauter Wohlwollen Hölderlin gegenüber vor allem eines – herablassend und übergriffig, wenn auch ungewollt. Der größte Lyriker des 19. Jahrhunderts ist in den Erinnerungen des Studenten am Ende kaum mehr als ein debiler Schausteller: «Das freundlichste Bild gab er uns in der letzten Zeit, wenn er, am Pulte stehend, seine Gedanken zum <dichtenden Gebet> zu sammeln rang; da war alle Aengstlichkeit von der gedrückten Stirne weggeflohen, und eine stille Freude verbreitete sich darüber; man mochte noch so laut um ihn her sich unterhalten, ihm über die Schulter sehen, nichts vermochte ihn da zu stören.»³

Auf diese Weise wurden dann Strophen wie die folgende überliefert, rhythmisch stimmig, makellos im Formalen und doch durch die Wiederholung eines äußerst beschränkten Motiv-Vorrats geradezu abstrus. <Scardanelli> datierte das Gedicht auf den 24. Mai 1758:

Der Sommer.

Im Thale rinnt der Bach, die Berg' an hoher Seite,
Sie grünen weit umher an dieses Thales Breite,
Und Bäume mit dem Laube stehn gebreitet,
Daß fast verborgen dort der Bach hinunter gleitet.

So glänzt darob des schönen Sommers Sonne,
Daß fast zu eilen scheint des hellen Tages Wonne,

Der Abend mit der Frische kommt zu Ende,
Und trachtet, wie er das dem Menschen noch vollende.

mit Unterthänigkeit
Scardanelli.

Ferdinand Schimpf, ein weiterer Stiftler, stellte Hölderlins Datierung unter dem schlichten Gedicht richtig. In Wirklichkeit sei *Der Sommer* im Juli 1842 niedergeschrieben worden, ein knappes Jahr vor Hölderlins Tod. Schimpf gibt auch Auskunft darüber, wie das Blatt entstanden ist. Die Situation gleicht der von Kemmler beschriebenen: «Stud.[ent Friedrich] Habermaaß, der in Schreiner Zimmers Haus wohnte, machte mir und Freund Keller Gelegenheit, den wahnsinnigen Dichter H.[ölderlin] zu sehen u. zu sprechen, indem er denselben einlud in Habermaaß Zimmer eines Nachmittags einen Kaffee mit uns zu trinken. Bei dieser Gelegenheit schrieb uns auf Ersuchen der unglückliche Dichter obige Verse ex tempore nieder. Wenn wir ihn bei s.[einem] Namen nannten, ließ er's nicht gelten, sondern erwiederte: <Sie sprechen mit HE. Rosetti.> Er war schrecklich komplementös.»⁴

In der Regel waren es Hölderlins Zimmernachbarn, die den Kranken mit Fremden konfrontierten. Das von Schimpf überlieferte Blatt ist exemplarisch: Als Scardanelli, Rosetti oder Buonarrotti richtete sich Hölderlin nicht nur in Parallelexistenzen ein, er behauptete auch, in einer anderen Zeit zu leben. Dabei fällt auf, dass er bei seinen fiktiven Datierungen oft den 24. eines Monats wählte. Möglicherweise spielte er damit auf Jesus Christus an. Aber wozu dies alles?

Vielleicht ist die Frage müßig, auf der Grundlage der wenigen überlieferten Zeugnisse wird wohl niemand den Sinn solcher Normabweichungen erschließen können. In den meisten Fällen lassen sich die Verse, die Hölderlin den ungeladenen Gästen mitgab, in

ihrer verstörenden Luzidität immerhin mit der Neckarlandschaft in Verbindung bringen, mit dem Blick aus den Fenstern seines Asyls, mit der Nähe zum Schwarzwald, dessen Holz damals, zu gewaltigen Flößen zusammengebunden, den Fluss bis in den Rhein hinabgetrieben wurde.

Zu Hölderlins Zeiten war der Neckar vor allem ein Handelsweg: eine der wichtigen Wasserstraßen nach Holland, wo große Holz-mengen für Schiffe und Häuser benötigt wurden, und damit zum Meer. Auch wenn Tübingen kein Floßlandeplatz war, vermittelte die Präsenz der Flößer im Alltag der Universitätsstadt eine Ahnung von einem vollkommen anderen Leben. Sie machten deutlich, wie eng der schwäbische Kosmos war, so eng, dass es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wahrscheinlich unmöglich war, in Tübingen zu studieren, ohne auf den kranken Dichter aufmerksam zu werden, der in unmittelbarer Nähe der wichtigsten Universitätsgebäude lebte.

Hölderlins Begegnungen mit seinen Besuchern verliefen keinesfalls immer harmonisch. Neben der fast stereotypen Idealisierung der <griechischen> Schönheit seines Gesichts, seiner hochgewölbten Stirn und seines Blicks, «an welchem der Wahnsinn keine Spur hinterlassen hatte»,⁵ finden sich in mehreren Berichten auch Äußerungen über Wutausbrüche. Wenige Wochen vor seinem Tod soll er den Schriftsteller und Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer gar «hinter den Ofen» geworfen haben.⁶

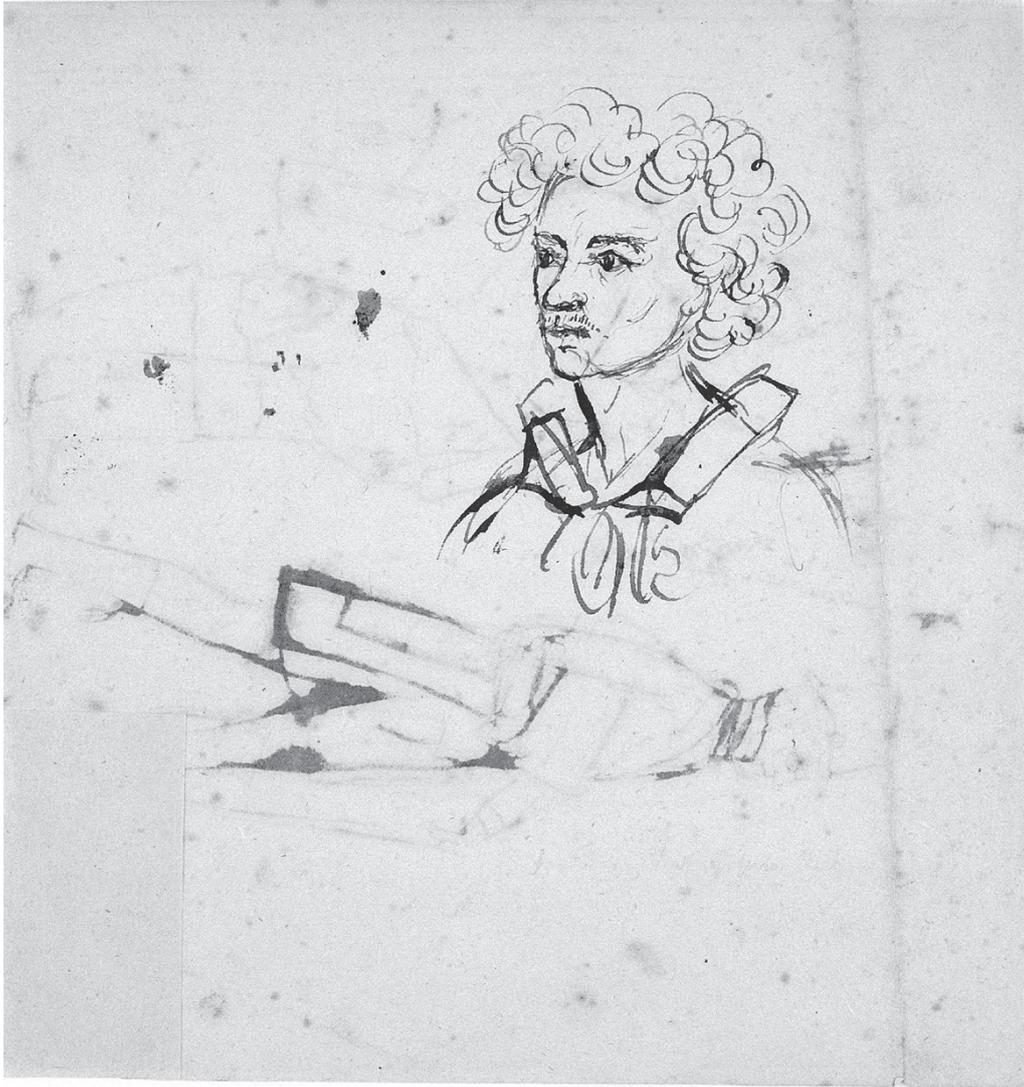
Diese Darstellung könnte überzeichnet sein. Doch auch wenn Hölderlin Vischer tatsächlich angegriffen hat, so handelte es sich bei dem Vorfall sicher um eine Ausnahme. In den ersten Jahren seiner Krankheit soll er oft <getobt> haben, später aber muss er sich in der Regel recht friedfertig verhalten haben. Nur so konnte ihn die Familie des belesenen Schreinermeisters Ernst Zimmer, die ihn am 4. Mai 1807 in ihr Haus aufnahm, bei sich behalten.

Zuvor war Hölderlins Zustand im Klinikum von Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth, das zu den modernsten Krankenanstal-

ten des Landes gehörte, immer bedenklicher geworden. Schließlich war der berühmte Mediziner mit seinem Latein am Ende und prognostizierte, dass der Dichter «höchstens noch drei Jahre leben» würde.⁷ Zimmers Haus im «Zwingel» zwischen Stadtmauer und Neckar, das er erst kurz zuvor gekauft hatte, grenzte unmittelbar an den Garten des Klinikums.⁸ Daher war es wahrscheinlich auch aus ärztlicher Sicht ein vergleichsweise geringes Wagnis, den schwierigen Patienten zu entlassen.

Anfangs hatte Hölderlin bei Zimmers noch das Bedürfnis zu schreiben, und er bemühte sich weiterhin um die Herausgabe seiner Werke. Es fehlte ihm dabei auch nicht an Unterstützern. Zu seinen frühen Besuchern gehörten die Dichter Ludwig Uhland und Justinus Kerner, Letzterer hatte als Medizinstudent im September und Oktober 1806 zeitweise Hölderlins Krankentagebuch führen müssen.

In den folgenden Jahren verschlechterte sich Hölderlins Zustand zusehends, darüber geben Zimmers Briefe an die Mutter des Dichters Auskunft. Sogar die von Uhland und Gustav Schwab 1826 bei Cotta herausgegebene Sammlung seiner Gedichte interessierte ihn kaum noch. Immerhin war sein Domizil im ersten Stock des turmartigen Gebäudes am Neckar keine unwürdige Behausung, sondern für den Kranken geradezu ein Glücksfall. «Hölderlin war und ist noch ein großer Natur Freund und kan in seinem Zimmer daß ganze Näkerthal samt dem Steinlacher Thal übersehen», schrieb Zimmer 1835 in einem Brief.⁹ Der junge, 1804 in Heilbronn geborene und in Stuttgart und Reutlingen aufgewachsene Dichter Wilhelm Waiblinger, der Hölderlin am 3. Juli 1822 erstmals besuchte, zeigt sich in seinem Tagebuch geradezu überwältigt von dem gelassenen Umgang und der liebevollen Fürsorge, mit der insbesondere Zimmers «wunderhübsche» Tochter Christiane den Schöpfer des *Hyperion* behandelte.¹⁰ Hölderlins kleiner Wohnraum war mit seinen weißen Wänden und den wenigen Möbeln spartanisch einge-



Wilhelm Waiblinger, Selbstporträt aus der Tübinger Zeit

richtet. Wie in einem Atelier bot er Platz zum Auf- und Abgehen, und das tat die «hagere», in Selbstgespräche vertiefte «Gestalt», so Waiblinger, stundenlang.¹¹

Brachte ihn Hölderlin anfangs noch «in Verwirrung», erwies sich Waiblinger im Umgang mit dem Kranken schon bald als überraschend einfühlsam.¹² Schenkt man seinen Aufzeichnungen Glauben, scheint es ihm immer wieder gelungen zu sein, Hölderlin für einige Stunden aus der Isolation seiner Wahnvorstellungen zu be-

freien. «Womit ich ihn am meisten vergnügte», berichtet Waiblinger, «das war ein hübsches Gartenhaus, das ich auf dem Österberg bewohnte, dasselbe, worin Wieland die Erstlinge seiner Muse niederschrieb. Hier hat man Aussicht über grüne freundliche Täler, die am Schlossberg emporgelagerte Stadt, die Krümmung des Neckars, viele lachende Dörfer und die Kette der Alb.»¹³

Bis heute prägen Waiblingers Aufzeichnungen unsere Vorstellung von Hölderlins letzten Jahrzehnten. Nicht nur in der biographischen Forschung werden sie immer wieder zitiert und variiert, sondern auch in Erzählungen wie jener, die Hermann Hesse 1913 über Waiblinger, dessen Studienfreund Eduard Mörike und Hölderlin im «Presselschen Gartenhaus» veröffentlichte. Hesse, der die Jahre 1895 bis 1898 als Lehrling in der Tübinger Buchhandlung Heckenhauer verbracht hatte, waren die Umgebung und auch das Evangelische Stift vertraut, diese «ehrwürdige Pflanzstätte der exzellentesten Geister», wie er seinen Mörike ironisch feststellen ließ.¹⁴ Dennoch griff Hesse stärker auf seine Quellen als auf eigene Beobachtungen zurück und übernahm viele von Waiblingers Formulierungen fast wörtlich.

Wem Waiblingers Name um 1900 überhaupt noch etwas sagte, der kannte ihn vor allem als Exzentriker, gewissermaßen als den Punk unter den oft betulichen schwäbischen Romantikern. Seine «Geister» loderten, um ihn selbst zu zitieren, «wie angezündeter Branntwein».¹⁵ Schon bei seiner Aufnahmeprüfung für das Stift wurden ihm die «Auswüchse einer zügellosen Phantasie» vorgeworfen.¹⁶ Unter Studenten galt er hingegen spätestens seit der Veröffentlichung des an Hölderlin geschulten Briefromans *Phaëton* im renommierten Stuttgarter Verlag von Friedrich Franckh als genial – ein Ruf, den er voll auszukosten versuchte, indem er, darüber lassen seine Tagebücher wenig Zweifel, einen ausschweifenden Lebensstil anstrebte. Im ««Museum» 2 Heringe gefressen, Bier gesoffen und geraucht –», hielt Waiblinger am 22. Dezember 1822 in

Tübingen fest, «von 6–7 literarisches Gespräch – nach dem Fraß gegen 6 Schoppen Wasser gesoffen – ich und Mörike hinterm Pult: ich mit einem abgeschabten Magisterhut, wie ein Zigeuner, die Pfeife in der Physiognomie – Mörike mit hinunterhängenden Hosen, den Bauch aus dem Hemd streckend».¹⁷ Unter dem 21. März 1823 heißt es: «Durch einen Gewaltstreich, durch eine wilde Tat der Verzweiflung muß ich dem dumpfen Streben, dem verglühenden Sehnen ein Ende machen. Ich muß frisch werden, mich toben lassen. Tübingen und die Universität ekelt mich an. Das stillt nicht, das befriedigt nicht. Oh könnt' ich – hinausziehen durch alle Länder und Meere, das Wesen zu suchen, das mich liebt, das mein ist, das ich will!»¹⁸ Als Waiblinger dies notierte, war er 18. Neben Verbalexzessen finden sich vor allem in seinen späteren Aufzeichnungen und Briefen für das Alter des Autors – er starb mit 25 in Rom – außerordentlich differenzierte Beobachtungen seelischer Zustände, und mit dem im Winter 1827/28 niedergeschriebenen Aufsatz *Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn* gelang ihm der bedeutendste Versuch über den Dichter zu dessen Lebzeiten.

Während die meisten Besucher Hölderlin aufgaben und ihn wahlweise als wahnsinnig oder geistig umnachtet bezeichneten, fühlte sich Waiblinger dem Dichter des *Hyperion*, mit dessen Werken ihn Uhland und Schwab bekannt gemacht hatten, von Anfang an verwandt. Bereits am 1. September 1822 stellte er jugendlich-pathetisch fest: «Sein Leben ist das große, furchtbare Rätsel der Menschheit. Dieser hohe Geist mußte untergehen oder er wäre – nicht so hoch gewesen. Was sind all' die Poeten [...] gegen ihn?»¹⁹ Dabei stand es ihm fern, Hölderlins pathologischen Zustand zu erklären. Bereits unter dem 24. Oktober 1822 heißt es in seinem Tagebuch über einen Besuch bei dem Kranken: «Ich richtete viele Fragen an ihn, die ersten Worte, die er dann sprach, waren vernünftig, die andern fürchterlicher Unsinn.»²⁰ Fünf Jahre später, nach-

dem er Württemberg den Rücken gekehrt hatte, wollte er diesen «fürchterlichen Unsinn» und Hölderlins Elend auf dem Stand seiner psychologischen Kenntnisse rekapitulierend begreifen. Dabei suchte er die Hauptursachen für den Ausbruch von Hölderlins Krankheit in jenem Studium, unter dem er selbst wenige Jahre zuvor extrem gelitten hatte. Zumindest wirkte die theologische Ausbildung in Denkendorf, Maulbronn und Tübingen, davon war Waiblinger überzeugt, auf Hölderlin verheerend. Ohne ihre Zwänge hätte der Dichter möglicherweise gerettet werden können: «Hölderlins böses Geschick führte ihn in ein Seminarium, worin junge Leute für das Studium der Theologie vorbereitet und erzogen werden. Er wurde, wie er selbst in seinen spätern Jahren, ja noch zur Zeit seines Irrsins sagte, von Außen bestimmt, und gezwungen, sich der Theologie zu widmen. Dies widersprach gänzlich seiner Neigung.»²¹

Waiblingers Einschätzung deckt sich mit den Zweifeln am Beruf des Pfarrers, die der junge Hölderlin im Frühjahr 1787 in Briefen andeutete. In der höheren Klosterschule in Maulbronn fühlte sich der 16-Jährige zwar nicht mehr ganz so eingeengt wie während der ersten Phase seiner Ausbildung in Denkendorf, aber nach wie vor deprimierte ihn das Klosterdasein – und das nicht nur, weil er sich bereits in jungen Jahren zum Dichter berufen fühlte, sondern auch wegen der praktischen Zumutungen: Oft scheint er schlicht Hunger gelitten zu haben.²²

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de